

skizzierten Veränderungsmöglichkeiten nicht gelingen können, wenn das Personal nicht selbst Veränderungen wagt. Dazu scheint die derzeitige Ausbildung, vor allem der Gemeindeleiter, keineswegs anzuregen. Wenn man sich einmal das Verständnis von „Pastoral“ in offiziellen Verlautbarungen anschaut, kann man in der Tat Zweifel an jeglicher Veränderungsmöglichkeit bekommen. Pastoral wird – etwas pauschal gesagt – weithin als eine flächendeckende, individuelle Sakramentenpraxis verstanden, zu deren Ausübung es nicht einmal nötig ist, Menschen anzustellen, die der Landessprache mächtig sind. Ebenso werden alle „Laienmitarbeiter“ im pastoralen Dienst lediglich als „Helfer“ innerhalb dieser so verstandenen Pastoral deklariert. Dies bestätigt Hermann Steinkamps These voll und ganz. Nur: es muß ja nicht so sein! Wenn die „Betreuer“ sich änderten, könnte schon eine Menge gewonnen sein. Dies ist zunächst eine Forderung an die Ausbildung der Gemeindeleiter, also der Pfarrer. Sie müßten lernen, mehr Begleiter zu sein und weniger Allzuständige, sie müßten Kooperation lernen mit pastoralen Mitarbeitern, und sie müßten beraten werden. Alles Forderungen, die seit Jahren gestellt werden, bisher ohne nennenswerten Erfolg. Dem lassen sich aber andere Praxisformen entgegenstellen, und dazu bedarf es der Wahrnehmung bereits vorhandener Initiativen in den einzelnen Bistümern. Es gibt bereits Arbeitsgemeinschaften von Teampfarreien, es gibt auch Parochien, die pastorale Mitarbeiter ohne kirchenamtliche Besoldung anstellen, und es gibt Versuche, pastorale Aus- und Weiterbildung in Selbstorganisation zu betreiben.

Ziel aller solcher Initiativen und Überlegungen müßte sein, vorhandene parochiale Ideologie zum Diskurs herauszufordern und selbst – oft mühsam – zu lernen, jene Anforderungen und Zumutungen zu verweigern, die auf eine Perpetuierung dieser Strukturen hinauslaufen. Das geht nur in Solidarität, nicht nur mit kirchlichen Gruppen, sondern vor allem auch mit jenen Gruppen, die völlig neue Praxisformen entwickelt haben, in denen erstarrte Formen christlicher Überlieferung aktuelle Gestalt gewinnen. Diese Gruppen sind nicht automatisch kirchlich zu „vereinnahmen“, sondern in Solidarität und Partnerschaft mit ihnen könnte tatsächlich

so etwas wie Gemeindebildung als Bildung neuer Praxisformen gelingen.

Ich halte den Beitrag von Hermann Steinkamp für äußerst wichtig, weil er die Diskussion um die christliche Gemeinde in produktiver Ungeduld neu entfacht, und es wäre schade, wenn oberflächliche Mißverständnisse die Diskussion im Sande verlaufen ließen.

Hermann Steinkamp

Für eine argumentative und streitbar-emotionale Diskussion

Um mich nicht zu einem „Schlußwort“ verleiten zu lassen in einer Debatte, von der ich hoffe, daß darin das letzte Wort noch nicht gesprochen ist, will ich meinerseits eine Art Zwischenfazit versuchen. Beim Studium der Stellungnahmen fiel mir auf, daß ich auf einzelne der Kolleg(inn)en nicht nur argumentierend, sondern auch emotional reagierte. Die Reaktionen möchte ich in einigen eher „meta-kommunikativen“ Anmerkungen einfließen lassen dürfen.

Zuvor zur Erinnerung: Die These, daß unter den hiesigen volkskirchlichen Bedingungen „Pfarrei Gemeinde verhindert“¹, war mein Versuch, beim Münsteraner Lateinamerikakongreß im Herbst 1987 etwas zu „Prozessen der Gemeindebildung dort und hier“ beizutragen. Noch unter dem Eindruck eines dreimonatigen Brasilienaufenthalts lag mir besonders viel daran, vorschnellen und, wie ich bis heute meine, blauäugigen Transfer-Versuchen zu widerstehen, „Basisgemeinden im hiesigen Kontext“ zu identifizieren oder gar zu „gründen“.

Die Reaktionen von Kolleg(inn)en und (zumal) Pfarrern empfinde ich als differenzierend und weiterführend, egal, ob sie eher zustimmend oder eher kritisch ausfielen: Das Thema scheint nach wie vor „heiß“ zu sein. Erstaunlich für mich war eine Reaktion, die M. Blasberg-Kuhnke offenbar geahnt hatte: „... daß diese These ... mehr Emotionen denn eine gründliche, theoretisch wie prak-

¹ Vgl. Diakonia 2/1988.

tisch gehaltvolle Auseinandersetzung auflöst“².

Wie heißen diese Emotionen, und wie sind sie zu erklären? Das ist eine der Fragen, die mich seit Beginn der Debatte beschäftigen. Denn – und da stimme ich meinem Kollegen Emeis zu: „Wenn damit [sc. dem Parochialprinzip, H. S.] der Versuch gemeint ist, die Pfarrei als flächendeckende, verwaltende Versorgungsinstitution für ein (langsam verdunstendes) volkswirtschaftliches (!) – ich vermute, hier sollte es ‚volkskirchlich‘ heißen, aber der ‚Versprecher‘ sagt sehr viel! – Erbe aufrechtzuerhalten, dann ist die These banal, daß dieses Prinzip Gemeindebildung verhindert.“³

Wenn mir auch diese unerwartete Zustimmung von D. Emeis fast den Atem verschlagen und mich natürlich sehr gefreut hat – zumal die Übereinstimmung in der Einschätzung des mir überaus wichtigen Gegensatzes von „Betreuten“ und „Betroffenen“⁴ –, so scheint doch die Attacke auf die Parochie-Ideologie den meisten Zorn ausgelöst zu haben. Und das bei Praktikern wie B. Honsel und F. Kerstiens, von denen ich es am wenigsten erwartet hatte.

Klargeworden ist, daß ich die wichtige und für das Verständnis der These fundamentale Unterscheidung von „Pfarrei als Ideologie“ und „Ortsgemeinde“ (als theologischem Motiv) nicht genügend deutlich herausgearbeitet habe. Das haben Martina Blasberg-Kuhnke und Gert Schneider, von denen ich mich sehr differenziert verstanden fühle, eindrucksvoll nachgeholt. Eine letzte Differenzierung an deren beider Weiterführung ist mir noch wichtig: Mir geht es nicht um die Destruktion von „Ortsgemeinde“, auch nicht darum, grundsätzlich deren Chancen zu bestreiten, bei der Entstehung (basis)gemeindlicher Ansätze Hilfestellung/Rahmen etc. zu sein⁵.

Im Laufe des letzten Wintersemesters, während eines Hauptseminars zum gleichen

Thema, ist uns eine Formel wichtig geworden, die zur weiteren Klärung dienen könnte: Mit „parochialen“ Tendenzen lassen sich eher Prozesse der „Vergesellschaftung von oben“, mit „gemeindlichen“ eher solche der „Vergesellschaftung von unten“ benennen, wenn man das System-Lebenswelt-Paradigma (sensu J. Habermas, d. h. unter Einschluß des wichtigen Theorems der „Kolonialisierung der Lebenswelt“) zugrunde legt⁶.

Aber noch einmal zurück zu der Frage, warum die Attacke auf die „Parochie-Ideologie“ so gezielt mißverstanden und so vehement abgewehrt worden ist.

Am meisten mißverstanden – und gereizt – fühle ich mich in diesem Punkt ausgerechnet von F. Kerstiens, mit dem ich ansonsten so viele Einschätzungen und Optionen teile. Daß er die kleinen Leute gegen meine These ins Feld führt, für die allein schon die Erhaltung der Pfarrei notwendig sei, deutet mehr auf emotionalen „Dampf“ hin, als das Argument selbst zu enthalten scheint. Daß die „einfachen Leute“ nicht nach Wackersdorf fahren können, ist nun wirklich kein Argument, so oder so nicht! Spätestens durch die Untersuchung von Gerhard Wegner (Alltägliche Distanz, Hannover 1988) dürfte auch hinreichend empirisch belegt sein, was wir seit langem diffus wissen: daß unsere Pfarreien fest in den Händen der bürgerlichen Mittelschicht sind, daß die „kleinen Leute“ dort – was Stilbildung, Normen, „Klima“ betrifft – schlichtweg „Fremde“ sind, ganz zu schweigen davon, daß sie dort nicht viel zu sagen haben (im doppelten Wortsinn). Gemeindebildung – im Sinne eines Lernens von der Hermeneutik der Basisgemeinden – käme gerade auch den Sprachlosen, Armen, Geringgeachteten und Fremden hierzulande zugute, freilich auch nur dann, wenn sie in ihrer Betroffenheit wahrgenommen, in ihrer Selbstorganisation (vgl. G. Schneider) unterstützt und politisch-diakonische Solidarität von der Kirche erfahren würden.

Um einen weiteren Ärger zu benutzen, etwas mehr von den im Spiel befindlichen Emotionen und damit womöglich von der Sache zu verstehen: Mich hat in F. Kerstiens

² Vgl. in diesem Heft S. 186.

³ Vgl. S. 188. „Volkswirtschaftlich“ hatte es in dem H. Steinkamp vorliegenden Text von Emeis geheißen; da es sich offensichtlich um einen Versprecher oder Verschreiber handelt, wurde das Wort durch die Redaktion in volkskirchlich geändert.

⁴ Vgl. ebd.

⁵ Vgl. dazu ausführlich und m. E. unmißverständlich H. Steinkamp, *Diakonie – Kennzeichen der Gemeinde*, Freiburg 1985.

⁶ Vgl. dazu demnächst H. Steinkamp, *Gleichgeschaltet oder Gleiche vor Gott?*, in: H. Kramer – U. Thien (Hrsg.), *Gemeinde – Ghetto oder Lebenswelt?*, Freiburg 1989.

Replik das beliebte „Argumentations“-Muster geärgert, dem Diskussionspartner (also mir) eine bestimmte Praxiserfahrung abzusprechen. Natürlich bin ich kein Gemeindepfarrer. Aber sind 20 Jahre Praxis mit Basisgruppen, Therapie- und Selbsterfahrungsgruppen, Gemeindeberatung und Supervision von Pastoralarbeitern keine für den Gegenstand relevante Praxis? Und ist der Unterschied zwischen der Arbeit in der „Kirche von unten“ und der Friedensbewegung wirklich so groß, Ferdi? Mir geht es weniger darum zurückzuschlagen; was mich interessiert: Was bedeutet die emotional-aggressive Dimension unserer Kontroverse? Ein verkappter „Klerikerstreit“, wer es mit „denen unten“ am besten kann? Die alte Rivalität im Sinne von Mk 9, 34? Darüber würde ich gerne weiter nachdenken, um vielleicht eine wichtige *theologische* Wurzel der Kontroverse noch offenzulegen.

Die radikalste *theologische* Herausforderung in der jüngsten Diskussion um die Basisgemeinden stellt für mich die These des brasilianischen Theologen Rogério de Almeida Cunha dar, Prozesse der Gemeindebildung im dialektischen Zusammenhang mit Prozessen der Vergesellschaftung des Arbeiters durch die Lohnarbeit theologisch zu reflektieren und in dieser Dialektik den Denkansatz für das Wesen und Geheimnis christlicher Gemeinde zu suchen⁷. Dieser Denkansatz grenzt sich damit von jenen theologischen Versuchen ab, die das „Leitbild“ von Gemeinde deduktiv zu gewinnen suchen, sei es durch „Abbildungen“ von Trinitäts-„Urbildern“ oder durch die „retrospektive Utopie“ der Frage nach der „Urgemeinde“ (die ja bekanntlich die Differenz von „realer“ und „idealer“ Gemeinde ihrerseits schon bewegte). Vielmehr nimmt er empirisch-gesellschaftliche Phänomene und Prozesse als „Reich-Gottes-Arbeit“ konsequent ernst. Damit aber konfrontiert er sowohl unsere Denkgewohnheit, „Gemeinde“ nur im („religiösen“) Kontext Parochie zu orten, wie auch unsere (womöglich durch zeitgenössisch-narzisstische Strömungen verstärkte)

„Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies“, d. h. die Projektion von unbewußten symbiotischen Wünschen auf „Gemeinde“ mit der Frage nach dem Verhältnis von Gemeinde und Reich Gottes, das „mitten“ in dieser Welt anbricht. Angesichts dieser Frage scheint mir der Kompetenzstreit, wer denn nun die bessere Konzeption von Gemeinde hat, wenn wir uns denn wie in Mk 9, 34, dabei ertappen, Anlaß zu vertiefterem Nachdenken zu sein.

Leider ist diese theologische Fährte in der Diskussion nicht weiter verfolgt worden. Das gilt auch für die mir wichtige Differenz von „Sozialform“ und „Praxisform“⁸, die m. E. den nicht-banalen Aspekt der Parochie-Kritik anvisiert: daß „Parochie“ eben auch ein anderes Wort für volkskirchliche Praxis „vor Ort“ ist, deren Aporien sich nun doch – auch im Vergleich zur vorangegangenen Phase der Diskussion um Volkskirche versus Gemeindekirche in den 60er und 70er Jahren – dramatisch zugespitzt haben.

Ich hoffe und wünsche mir, daß die Diskussion weitergeht, argumentativ und streitbar-emotional.

Praxis

Lothar Kuczera

Besuchsdienste einer Großstadtgemeinde

Auf einem Symposium des Beirates der deutschsprachigen Pastoraltheologen Ende Juni 1988 wurde auch ein Bericht über Besuchsdienste in Dresden gegeben. Was hier in einem gewaltigen Neubauviertel einer DDR-Großstadt unternommen wurde, mag andere Gemeinden ermutigen. Ähnliches zu versuchen, damit möglichst viele Menschen erfahren, daß es Christen gibt, die in Gemeinden leben und von Gemeinden aus ihre Dienste und die „gute Botschaft“ anbieten. Der bereits in Leipzig publizierte Bericht wurde vom Autor für dieses Heft ergänzt.* red

⁷ Vgl. R. de Almeida Cunha, Prozesse der Gemeindebildung in der Perspektive der brasilianischen Arbeiterpastoral, in: J. B. Metz – P. Rottländer (Hrsg.), Lateinamerika und Europa. Dialog der Theologen, München – Mainz 1988, 91–106.

⁸ Vgl. Diakonia 1988, Heft 2.

* Pastorale Kommunikation, hrsg. v. G. Friemel – N. Schender, Leipzig 1985.